

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Carl Spitteler
Autor: Marti, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573088>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Carl Spitteler.

Zum sechzigsten Geburtstag des Dichters (24. April 1905).

Mit Bildnis.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wie der Mensch geneigt ist, das Gute nur in der Vergangenheit, in der „guten alten Zeit“ zu sehen oder von einer späteren glücklicheren Zukunft zu erwarten und daneben die Gegenwart zu verlieren, so glaubt er auch, alles Große müsse in außerordentlicher Weise aufstehen, mit Glanz und Getöse ihm überraschen, und während er sehnsüchtig nach dem Wunder ausspäht, das inmitten der Staubwolke unter Trommeln und Pauken daherkommen soll, ist indessen das Große unbeachtet an ihm vorübergegangen. Aber es ist nicht bloß heute, sondern zu allen Zeiten so gewesen. Weil man von jeher auf die Messiasfe fe im Purpur und mit der Krone auf dem Haupt wartete, hat man an den schlichten Heiland im Straßenstaub nicht geglaubt. Das Große reift aber zumeist in der Stille und geht schlicht und einsam seine Wege.

Carl Spitteler vollendet am 24. April sein sechzigstes Lebensjahr. Wohl zwei Drittel seines Daseins hat er dem strengen Dienst seiner Muse geopfert. Es gibt jetzt viele, die an ihn glauben und ihn einen großen Dichter nennen. Aber wie wenig lange ist es her, daß man mit der gleichen Behauptung bei manchen einem spöttischen Lächeln begegnete. Der Dichter selbst tat nichts, um sich bei dem Publikum in Gunst zu setzen. Er machte sogar kein Hehl aus seiner Verachtung der Menge, insbesondere der „Erfolgsanwälter“, und stieß sie mit seiner souveränen Eigenwilligkeit und seinen paradoxen Behauptungen nicht selten vor den Kopf. Der ihm in jüngster Zeit zugefallene Erfolg, die Krönung mit dem Bauernfeldpreis, seine „Entdeckung“ durch Felix Weingartner und des letztern enthusiastische Würdigung des „Olympischen Frühlings“ hat jedoch noch manchen bisher Ungleibigen bekehrt, und heute ist die Gemeinde, die sich um den Dichter geschart und in bewundernder Verehrung zu ihm empor schaut, nicht bloß nach ihrer Qualität, sondern auch nach der Zahl ihrer Mitglieder eine stattliche. Spittelers spröder Genius hat sich die Anerkennung erzwungen.

Hat man sich darüber gewundert, daß der „Holzboden“ der Schweiz einen Maler wie Böcklin und so große Dichter wie Gottfried Keller und C. F. Meyer

hervorgebracht, so wird man später einmal noch mehr darüber erstaunt sein, daß der Schweiz ein Dichter wie Carl Spitteler entstehen konnte. Wohl steht Böcklin gewaltige Phantasie mit ihrer Fabelwelt in — scheinbarem — Gegensatz zu der etwas hausbackenen Rüchternheit und dem praktischen Sinn des Schweizers; aber sein kräftiger Humor ist immerhin schweizerisch-alemannischer Art. Vollends Keller und Meyer wurzeln tief im Boden ihrer Heimat: des letztern Dichtung atmet den Geist des protestantisch-städtischen vornehmen Bürgertums, jenes Werke verraten in jeder Zeile ihre Bodenständigkeit und sind erfüllt von heimathlichem Erdgeruch. Spitteler aber hat, abgesehen von der Sprache, wenig oder nichts spezifisch schweizerisches oder gar Eidgenössisch-Biedermeierisches an sich. Als Mensch wie als Dichter steht er unter uns und in unserer Literatur beinahe wie eine exotische Erscheinung. Selbst der achtjährige Aufenthalt in Russland während wichtiger Jahre der Entwicklung erklärt diese Ausnahmestellung nicht, ebenso wenig der Gang seiner Bildung, an der die französische Kultur und Literatur einen großen Anteil haben. So fein und glänzend indessen dieser Geist, der sich mit weltmännisch gewandtem Wesen verbindet, in seiner allseitigen, namentlich auch hervorragenden musikalischen Bildung ist — seine Abneigung gegen alles Ge-

wöhnliche und Platte geht bis zur Vorliebe für das geistreich Parodire — so beruht Spittelers eigenartige Bedeutung doch nicht allein auf diesem. Denn geistreiche Leute hat es bei uns dann und wann gegeben, obwohl Spitteler bis jetzt unter allen die feinsten und seltsamsten Prägung darstellt. Nein, die Merkwürdigkeit von Spittelers Erscheinung in der absoluten Abwesenheit sonst bei uns so beliebter moralischer, patriotischer oder anderer Tendenzen, in der vollständigen Hingabe seines Lebens und Dichtens an sein Ideal reiner Schönheit. Darin steht er als Einziger da.

Der Pfarrerssohn aus Liestal, der ebenfalls Theologie studiert, ging als weltfremder Träumer und Schwärmer durch das Leben. Seine Augen sahen und tranken in dieser Welt des Hassens nach Besitz und Genuss nur



Carl Spitteler (Phot. Emil Goetz, Luzern).

Licht und Farben, nur edle Schönheit. Kein gläubiger Priester einer Religion kann inbrünftiger sein Herz zu seinem Gott erheben, als Spitteler sein Leben lang seinem Schönheitsideal nachstrebe. Und er suchte diese Schönheit nicht an der breiten Heerstraße, sondern auf verborgenen Seitenpfaden ging er den in Laubgängen zitternden subtilsten Licht- und Farbeneffekten nach, die nur ein scharfes Künstlerauge entdeckt und mit Entzücken genießt. In den Gedichten, den „Schmetterlingen“ und den „Balladen“, wie in den ersten Erzählungen, dem „Wettfasten von Heimlichen“, woraus „Gustan“ entstanden, den „Mädchenfeinden“, „Friedli der Kolderi“ und „Conrad der Leutnant“, hat diese Schönheitsdurstige Sehnsucht des Poeten ihren farben-glühenden Niederschlag gefunden. Aber der Dichter mochte erfahren, daß das Interesse des Publikums kein so reines, tendenzloses wie das seines, sondern ein vorwiegend stoffliches war, daß kein Genügen an seltenen Lichteffekten und farbenprächtigen Bildern fand, sondern seine „Geschichte“ haben wollte. Man muß wissen, wie kühl oder gar mit welchem Spott diese Arbeiten des Dichters vom großen Publikum aufgenommen, wie gründlich sie von der deutschen Kritik totgeschwiegen wurden, um die Lauge des Spottes zu verstehen, die der Dichter in den „Litera-

rischen Gleichnissen“ über die Welt und die literarischen Zustände ausgesoffen hat. Ihm, dem Pfadfinder der Schönheit, erging es wie in seiner ersten großen Dichtung „Prometheus und Epimetheus“ dem idealistischen Lichtbringer Prometheus, über den der weltgewandte realistische Epimetheus den Sieg davonträgt. Aber Spitteler ließ sich diesen Mangel an Erfolg nicht ansehen. Raum der Frone der Tageszeitstücher entronnen, wandte er, ferne vom lärmenden Getriebe des Lebens, in aller Stille beinahe ein Jahrzehnt seines Lebens an sein Hauptwerk, in dem seine einsame und stolze Persönlichkeit, seine Schönheitssehnsucht ihren großartigen Ausdruck fanden, in dem sich alle Vorzüge seiner Kunst, Tiefe der Empfindung und Idee, die originelle Kraft der Sprache und seine erstaunliche Gestaltungskraft, die derjenigen des Plastikers gleichkommt, verbunden haben zu einer Dichtung hohen, ja höchsten Stils: dem „Olympischen Frühling“. Dieses Werk wird vor der Nachwelt nicht bloß einen Ruhmesstitel der Schweiz, sondern unserer Zeit überhaupt bilden.

Dem Dichter Carl Spitteler aber, dem Hohenpriester reiner Schönheit, entbieten wir zu seinem sechzigsten Geburtstage die herzlichsten Glückwünsche und die ehrfurchtsvolle Huldigung der literarischen Schweiz!

Frik Marti, Zürich.

Ueber die Balladen Spittelers.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildung.

Die neuere schweizerische Poesie ist bekanntlich von nicht gewöhnlicher Schönheit. In ihren größten Erzeugnissen trägt sie den Zug von Vollendung, den sie, als ihre Zeit gekommen war, in einem Lande, wo jeder helle See den Firm zurückstrahlt, wohl annehmen mußte. Durch die lezte Läuterung und die strengste Selbstzucht, die der Kampf mit rauher Scholle einem Volke hinterläßt, ist sie zudem gereinigt und geadelt.

Jede Kunst wird schließlich zum Abbild der Nation, in der sie entstanden ist. Schon die bloße Tatsache, daß die literarische Blütezeit in der Schweiz fast um ein Jahrhundert später eingetroffen ist als in Deutschland und viel später auch als in den romanischen Ländern, läßt sich aus der bedächtigen und verschloßenen Schweizerart leicht herleiten. Noch zeugt seine Dichtung davon, daß das Volk zwischen den Alpen farben Wortes ist. Die Eigenschaft wirkt darin fort als eine starke Konzentriertheit des Ausdrucks. Wie der Werkmann den Granit ihrer Berge, behauen die schweizerischen Meister ihre Sprache. So ringen sie auch, mit der zähen Art ihres Volkes und in seiner Gewohnheit der harten Arbeit beharrnd, mit ihren Stoffen, bis sie die einfachste Form, die nur noch Kraft und Schönheit ist, erzwungen haben.

Auch die Kunst Carl Spittelers trägt alle Merkmale ihrer schweizerischen Herkunft, und das nicht am wenigsten in ethischer Beziehung, wo diesen Dichter Originalität und ein kühner Freimut auszeichnen. Nur ihr neueres Stoffgebiet liegt dem helvetischen Lande fern. Es ist bekanntlich das mythologische. Man möchte glauben, daß im Lande der Heimatliebe die Heimatkunst eine vorwiegende Pflege finden würde. Schon der Umstand, daß sie durch einen Schweizer (Goethel) in die deutsche Literatur eingeführt worden ist, rechtfertigt diese Annahme. Und doch ist es nicht in diesem Maße der Fall. Freilich barg die große Kunst Gottfried Kellers zugleich die wunderfinstere Heimatkunst. Einige treffliche schweizerische Dichter pflegen sie heute und erheben ihre Erzeugnisse nicht selten zum reinen Kunstwerk. So Meinrad Lienert, Ernst Bahn und Jakob Bozhardt. Adolf Freys edle Poesie verdoppelt ihre Innigkeit und malt auf maiengrünen Gründen, wo sie dem Vaterlande gilt. Die Heldenzelt hat vielleicht nie treuere Botschaft gesandt als durch den Dichter des Winkelried. „Die in die braune Scholle gesunken“, die Väter in uns horchen auf, wo sie erklingt, erkennen und grüßen ihre fromme tapfere Seele.

Es ist bekannt, daß Meyer dem Lande Bünden sein klassisches Buch gegeben hat. Er hat den Zürichsee nochmals den Gewässern gesetzt, die in der deutschen Literatur bleibend leuchten werden. Anderseits bemerken wir aber gerade bei Meyer und mit ihm bei Widmann und Spitteler eine entschiedene Beworzung wie auch vollkommene Beherrschung fremder Stoffe. Sie gehören zu den Schweizer Renaissancenaturen, was begreiflich nicht ausschließt, daß auch sie zu Zeiten in die Gründe heimathlichen Wesens gestiegen sind und seine letzten Tiefen durchleuchtet haben. Vielleicht an weitesten in die Fremde geht Spitteler. Er hat sich mit seinen großen epischen Versdichtungen „Olympischer Frühling“ der kosmischen Poesie zugewandt, wartet also heute einsam ragender Altäre. Eine gewaltige malerische und plastische Begabung hat damit die Bereiche höchsten Lichtes und Glanzes, ein kühner Geist die weltüberblickende Höhe gefunden. Mit der bildnerischen Herrlichkeit des olympischen Frühlings geht eine wuchtige Gedankenschönheit Hand in Hand. Eine dritte ethische Schönheit gesellt sich dazu. Es kann insbesondere der aufmerkenden Gemeinde des Dichters nicht entgehen, mit welcher Glaubensinbrunst Spitteler für seinen Metakosmos fühlt. Wie der Duft von etwas Heiligem macht sich in den Tempelhallen seiner großen Dichtung die Treue spürbar.

Es wäre nicht möglich, daß in einer Dichtung, die sich so vollkommen wahr und innig mit dem Leben auseinandersetzt, nicht auch ihres Schöpfers künstlerische Ideale Gestalt und Ausdruck gewinnen. In einem Gesange wie dem vierten der „Hohen Zeit“ haben sie denn auch einer Erzählung gerufen, wie sie herrlicher auf dem Gebiet der Epik wohl kaum zu finden ist. Die kosmische Poesie selbst verkörpert sich da zu einem beglänzten Lande („Jenseits der Welt wo Wissenschaft und Ahnung schweigen“), und was in seinen Gauen an Berg und Wasser ragt und schimmert, versinnbildlicht alle Schönheit und allen Tiefsinn, die innerhalb dieser Poesie möglich sind. Wir vermögen den Seelenglanz dieses Gesanges, der uns an der Entstehungsgegend des „Olympischen Frühlings“ Anteil nehmen läßt, von der gesamten Dichtung nicht mehr zu trennen.

Auch im allgemeinen haben wir wohl über keines Künstlers Verhältnis zu seiner Kunst ergreifendere Aufschlüsse als es die Konfessionen Spittelers sind. Sie weisen mit ernster Hand auf ein Gebiet, wo die höchsten Gesetze gelten, jene, die der